



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eine Charakternovelle

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

In der Richtung dieser Anschauung liegt das, was wir mit einem kurzen Ausdrucke die Kontinuität unsrer höhern Bildung nennen können. Diese Bildung selbst ist wieder durch gewisse äußere Verhältnisse bedingt, und dazu gehört nach unsrer Auffassung auch der jetzt so viel berufne „Besitz,“ wenn man seine Bedeutung nicht über Gebühr steigert. Wer mit einem so begründeten Erbteil seiner Vorfahren in das geistige Leben seiner Zeit eintreten und eingreifen kann, der hat es natürlich leichter, als wer von unten her in jene Kontinuität gewissermaßen einbricht. Um gleichen Erfolg zu haben, müßte des Emporstrebenden geistige Kraft bedeutender sein oder sein Glück größer. Weil uns nun das als eine Forderung der ausgleichenden Gerechtigkeit vorkommt, so schreiben wir, wie es scheint, zunächst jedem Emporsteigenden leicht ein Talent zu, das er in Wirklichkeit gar nicht hat. Und weil dann für ihn das Mißlingen unausbleiblich ist, so machen wir zweitens meist die traurige Wahrnehmung, daß ein zu schnelles Emporstiegen die erste Generation ihres Fortschritts nicht froh werden läßt. Wohl ihr, wenn das Glück der folgenden sie für die eigne Enttäuschung entschädigen kann!



Eine Charakternovelle



or kurzem war in einem Blatte zu lesen, der oder der deutsche Schriftsteller — der Name ist mir eben entfallen — habe in den letzten zehn Jahren das und jenes geschrieben, er gelte neuerdings für den ersten Vertreter der — italienischen Charakternovelle. Er stehe in dieser Beziehung sogar noch über Paul Heyse. Einen Augenblick rieb ich mir die Stirn: Hast du denn die letzten zehn Jahre geschlafen? Italienische Charakternovelle, was mag denn das sein? Ich konnte mich wohl aus meiner frühern Kenntnis erinnern, daß kräftige Zeiten oder einzelne kräftige Menschen ein fremdes nationales Kostüm benutzt hätten als Maske für Spott oder Kurzweil, auch im Ernst zum Gewande für eigne, tiefe Gedanken, aber das war doch alte, verjährte Litteraturkenntnis: Gil Blas, Montesquieu, Lord Byron oder so etwas. Aber jetzt, seit zehn Jahren, italienische Charakternovelle? „Nun ja, warum lesen Sies denn nicht,“ pflegte mein alter Freund S. mir bei solchen Anlässen zu sagen. Und wenn ich mirs dann gekauft oder sonstwie verschafft und es schließlich auch gelesen hatte und dann bei nächster Gelegenheit ihm anvertraute, daß ich doch eigentlich nicht

finden könnte, daß er mir da einen besonders guten Rat gegeben hätte, dann sagte er bloß: „Das geschieht Ihnen ganz recht, warum haben Sie's gelesen!“

Nun lebt mein guter alter Freund nicht mehr, ich habe auch längst keine Zeit mehr, um alles zu lesen, was er mir etwa geraten haben könnte. Aber eins habe ich doch dadurch gelernt, nämlich ein bißchen die Gabe, zu kennen, auch was ich gar nicht gelesen habe. Oder, damit das nicht zu eitel und ruhmredig klingt, es geht mir wie manchem Litteraturfreund des vorigen Jahrhunderts, dem es an Mitteln fehlte, sich die damals noch nicht so schnell und so billig auf den Markt kommenden Neuigkeiten (oder die noch nicht zu habenden ersten Neuheiten, wie die verbesserte Grammatik sagt) zu verschaffen, und der sich dann wenigstens eine stattliche Sammlung von „Buchhändleradvertisements“ anlegte, die zur Urkunde seiner Bildung und Belesenheit sogar später in einer kurzen Nachricht von seinem Tode noch erwähnt werden konnte. Oder es ging mir ähnlich wie dem armen Lehrer bei Jean Paul, der sich den Titel jedes Buchs, das er gern gehabt hätte, in ein saubres Heft schrieb und den Inhalt, wie er sich ihn dachte, darunter, und der dann meinte, er hätte alle die Bücher nicht nur gelesen, sondern er besitze sie sogar. So wenig nun jenen beiden Besitzern je zum Bewußtsein gekommen sein wird, daß ihnen etwas zu ihrer Bildung oder zu ihrer Unterhaltung notwendiges fehle, so wenig, denke ich, wird auch mir etwas zu meinem Glück wesentlichen entgangen sein, wenn ich diese italienische Charakternovelle der neuern deutschen Litteraturgeschichte, die mich anfangs so heftig beunruhigte, schließlich gar nicht kennen lernte, sondern sie mir nach meiner gelegentlich erworbenen Kenntnis der betreffenden Buchhändleradvertisements einfach dachte.

Denn jedenfalls kommen darin vor ein deutscher Maler, der die italienische Schönheit an einem Gartenzaun oder hinter einem antiken Mauerrest entdeckt, und ein archäologischer Stipendiat, der über diesen Mauerrest spricht und auch übrigens von Klugheit tropft, ein Italiener, der sich über den Naseweis ärgert und ihn mit etwas Spruchweisheit zurechtsetzt, sodann eine Schilderung von Albano und Frascati oder von Ariccia oder Capri, eine Fiammetta oder eine Violetta, sowie einige tiefe Züge aus dem sogenannten Volksleben, und das ganze kleine Kunstwerk zählt dann mit unter die Hilfsmittel zur Vorbereitung auf die nächste italienische Reise, aus der auch ganz gewiß etwas wird, sobald nur erst Papa die Elektrizitätsaktien plaziert oder auch nur den muffigen Roggen oder die angestoßenen Apfelsinen glücklich über die Grenze geschafft haben wird, von wo an sie dann auf Gefahr des ahnungslosen Bestellers gehen.

Doch das gehört ja wohl eigentlich nicht mehr in eine Charakternovelle, wenigstens wäre der Charakter dann nicht gerade schön. Aber um auf die italienische zurückzukommen — ob die nun wirklich ihren Namen verdient und ihn nicht vielmehr durch Mißbrauch der Bezeichnung bekommen hat, scheint mir doch noch sehr zu überlegen. Das Bedenken beruht freilich zunächst nur

auf der Vorstellung, die ich mir von einer Charakternovelle mache. Sie soll nicht nur in dem betreffenden Lande spielen, sondern auch den Charakter des Volks offenbaren, im ganzen und im einzelnen, in Personen und Zügen und in der Art der Schilderung. Sie kann oder sollte doch vernünftigerweise nur von einem Angehörigen, jedenfalls von einem genauen Kenner des Volks geschrieben werden, sonst giebt es Schnickschnack, der das Heften nicht wert ist, geschweige denn den Goldschnitt.

Daß es so mit meiner Vorstellung von der Charakternovelle ungefähr seine Richtigkeit hat, könnte ich aus der Litteraturgeschichte nachzuweisen unternehmen. Aber ich glaube kaum, daß meine Leser standhaft genug sein würden, mir die Ausführung eines solchen Vorhabens aufrichtig zu danken. Oder ich könnte selbst eine solche Novelle schreiben. Das müßte aber eine deutsche sein. Dazu kommt es vielleicht ein andermal. Einstweilen mag statt dessen das, was ich eine wirkliche Charakternovelle nenne, an einem bereits geschriebnen Buche gezeigt werden, und finden meine Leser vielleicht dabei diese ganze Frage ziemlich überflüssig, worüber ich mit ihnen nicht weiter rechten werde, so werden sie hoffentlich durch das Beispiel dazu, die Novelle selbst, sich einigermaßen für den Aufwand an Zeit und Aufmerksamkeit, den diese lange Vorbemerkung forderte, entschädigt fühlen.

Mit Dänemark standen wir Deutschen in den Tagen der Klopstock, Boß, Stolberg ausgezeichnet, nicht nur durch solche litterarische Anknüpfungen, sondern überhaupt gesellschaftlich und wirtschaftlich. Die Beziehungen zwischen unsern nördlichen Landstrichen und Dänemark waren sehr lebhaft. Das hat der napoleonische Krieg und die schleswig-holsteinische Frage geändert, und sie mußten es ändern. Nun sind die Dänen auf die wenigen lachenden Eilande und auf das magere, ernste Jütland beschränkt. Sie können nicht mehr hoffen, einen größern Staat zu bilden, und fühlen doch mehr Kraft in sich, als zu dem kleinen nötig ist. Mit der skandinavischen Union will es auch nichts werden, und so befindet sich denn der entschieden tüchtigste und intelligenteste Teil der Skandinavier in einer Lage und in einer Stimmung, für die wir Deutschen alle Teilnahme haben, trotz unsrer ganz verschiednen politischen Richtung, und so wenig uns auch ein freundlicher Sinn auf der andern Seite solche Gefinnung leicht macht. Wir lernen die Dänen kennen, wenn wir in die Bäder von Schleswig oder nach Kopenhagen gehen. Sie sind uns niemals ganz fremd geworden. Wir haben den Eindruck, daß sie tüchtig sind und wirtschaftlich strebsam. Aber überall sind ihnen ihre Verhältnisse zu klein, und das Streben hat kein rechtes Ziel zum Ausgreifen. Darum sind die Menschen dort ernst, auch wohl trübe, etwas pessimistisch. Aber sie sind nicht oberflächlich, oder doch nur einige von ihnen haben etwas davon, was äußerlich an französische Kultur erinnert, und mit dieser befreundet man sich gern, weil man politisch auf Frankreich angewiesen zu sein meint. Sonst haben die

Dänen etwas tieferes, sinnendes, was uns zusagt, auch eine eigne Art von Humor, den nordischen, wenn er auch bisweilen salonmäßig frisiert ist, wie bei Andersen.

Doch wer könnte in solchen Zügen, die uns fremdes Volkstum vergegenwärtigen möchten, vollständig sein! Besser versteht es der Dichter, der wahre Erzähler, und er giebt uns eine Erzählung, in der alle Figuren echt sind. Jeder dieser Menschen vertritt eine bestimmte Seite seines Volks, und alle zusammen geben dann dessen ganzen Charakter naturgetreu wieder. Man wird nicht leicht etwas so einfaches, was in seiner Naturwahrheit an eine Reisebeschreibung erinnert, und doch dabei so durchaus unterhaltendes, unsre Teilnahme forderndes lesen können, wie die Erzählung von Henrik Scharling: *Junge Helden*, übersetzt von Willahen (Bremen, Heinisius, 1896). Das Original ist schon älter, es ist bald nach dem letzten schleswig-holsteinischen Feldzuge (1864) geschrieben worden, und der Schilderung darin dient der erste Krieg von 1848 bis 1851 als Hintergrund. Damals in jenem ersten Kriege waren die Kräfte der Kämpfenden gleichmäßiger, der Kampf länger und wechselvoller und für einen Dichter reicher an brauchbaren und interessanten Motiven. Die Stimmung aber, die über der ganzen Erzählung liegt, das innere Verhalten der dänischen Gesellschaft, ihr Urteil über den deutschen Nachbar und Gegner, über die eigne Lage und ihre wenig hoffnungsreiche Zukunft, die Beschreibung des politischen Zustandes, das alles steht unter dem Eindrucke der spätern Zeit, in der das Buch entstanden ist, und so giebt uns der Roman ein Bild der Gegenwart, ohne doch lehrhaft zu werden oder gar ein politischer Tendenzroman zu sein.

Der Verfasser, ein Kopenhagener Professor und als Schriftsteller bekannt und bewährt, weiß, wie in seinen andern Werken, so auch in diesem das ewige Recht der Dichtung zu wahren und zu nutzen, um den Widerstreit der Kräfte versöhnend auf der Höhe einer gereinigten Lebensanschauung ausklingen zu lassen. Haben auch seine Landsleute in diesen Kämpfen, die er uns so zum Greifen deutlich darstellt, ihrem Staate nicht den Erfolg verschaffen können, für den sie kämpften, persönlich haben sie doch ihre Tapferkeit bewährt, und ihren gesunden Sinn haben sie sich erhalten, und nun stehen sie in ihrem Privatleben als tüchtige und interessante Menschen da, an deren Gedanken, Enttäuschungen und Hoffnungen wir gern Anteil nehmen. Der Mensch als Mensch bleibt doch das Wesentlichste für unser Interesse, und in dem Leben der Einzelnen wird uns mancher schöne Zug und hie und da auch aufblühendes Glück gezeigt, über das wir uns freuen. Kurz es ist ein echtes, schönes Werk der Dichtung, wovon wir unsern Lesern eine Vorstellung zu geben versuchen wollen.

Dem alten Oberst Hjälms ist alles im Leben quer gegangen. Er hat sich aus dem Dienste, der seiner Thatenlust keine Nahrung geben konnte, verstimmt

zurückgezogen, versteht seine sanfte, zartfühlende Gattin nicht und ärgert sich über seinen einzigen Sohn, den spätgeborenen mit den riesigen Gliedmaßen und dem trägen, verschlafnen, träumenden Geiste, in dem er nicht hoffen kann, sein eignes zerstörtes Leben noch einmal besser wieder aufzubauen. Uffe, der Blöde oder der Dumme geheißten, kommt in die Schule und streitet mit seinem kleinen Hausgenossen Palle, dem Sohne des reichen Grobisten Löwe, um den letzten Platz in der Klasse, die Hegemonie von unten, während der alte Oberst brummt und zankt und den Sohn täglich mehr sich entfremdet, die Mutter den ungeleckten Liebling pflegt und besueßt und nur die alte Tante, ein köstlich geschildertes Menschenkind, an dem jungen Necken niemals verzweifelt. Tante Malene vertritt das Recht des Sohnes gegenüber dem Vater und ist in all dem Familienjammer fest überzeugt, daß sie allein doch schließlich Recht behalten wird. Einstweilen freilich sieht es noch nicht darnach aus. Denn Uffe bringt es mit seinen beinahe zwanzig Jahren nur bis zum Apothekerlehrling, nicht als ob er dazu taugte oder besondere Lust verspürt hätte, sondern einfach weil er es zu allem andern eben nicht bringt. Sein Schulfreund Palle Löwe ist schon ein vollendeter Weltmann, er geht in Gesellschaften, tanzt, hält Vorträge im Studentenverein und schreibt Leitartikel für „Skandinaviens Morgenröte,“ sucht auch als schneidiger Mentor seinen ungefügigen Freund auf diese Höhe mit emporzuheben. Aber der Erfolg ist vor der Hand nur der, daß sich dieser von ihm in die glänzendsten Gesellschaften Kopenhagens schleppen läßt, einmal wegen nächtlichen Unfugs eingesteckt wird und zum noch größern Entsetzen seines Vaters; der ihn nun am liebsten zum Hause hinausgeworfen hätte, um ein schönes Mädchen anhält, das leider schon verlobt ist. Nun sind auch Tante Malenes Hoffnungen auf Null gesunken.

Doch nur auf kurze Zeit. Denn gerade jetzt ist König Christian gestorben, und Frederik VII. kommt auf den Thron. Der Krieg in den Herzogtümern bricht aus. Heimlich geht der lange Uffe eines Morgens früh aus seines Vaters Hause, mit einigen Geldscheinen von Tante Malene versorgt, und meldet sich als Freiwilliger für den Krieg. An Bord des Schiffes, das nach Schleswig geht, trifft er zu seiner Verwunderung seinen Freund, den Politiker Palle, in elegantester Phantasiuniform im Begriff, den gleichen, gefährvollen Weg zu betreten. Wir begleiten nun diese beiden jungen Helden auf ihren sehr verschiedenen Schicksalswegen über zwei Jahre lang. Wir werden auf alle Schlachtfelder der Jahre 1848 und 1849 geführt und sehen die Handlung vor unsern Augen sich entwickeln in lauter Einzelbildern, gestellt von kleinen Gruppen mit bestimmten, lebendigen Zügen, wie sie unser Auge fassen kann. Einzelne der Heerführer, die sich damals auszeichneten, treten ganz in unsre Nähe. Man fühlt, der Verfasser schildert hier aus genauester Kenntnis. Wer auch sonst nicht viel auf Schlachtbeschreibungen giebt, der wird doch diesen kleinen Kunstwerken mit Interesse folgen. Wem aber die Namen Eckernförde, Friedericia,

Idstedt noch von seiner Jugend her in der Erinnerung sind, der sollte sich den Genuß nicht entgehen lassen, von einem hochgebildeten Gewährsmann der Gegenseite sich diese Vorgänge erzählen zu lassen und mitzufühlen, wie das dort auf die Menschen gewirkt hat, was wir in unsern Büchern natürlich so ganz anders lesen.

Für den Verfasser sind die großen Ereignisse gleichwohl nur die Einfassung zu dem weitem Leben seiner beiden Helden. Palle Löwe hat die komische Rolle. Der Held des Mundes und der Feder deckt immer den Rückzug, ehe es verlangt wird, fällt dann einer Studentenfreischar in die Hände und wird kriegsgefangen, was zwar in grauer Vorzeit für eine Schande würde angesehen worden sein, nach den Regeln der modernen Kriegskunst aber dem Tapfersten begegnen kann, und gründet zuletzt in Kopenhagen eine eigne liberale Zeitung, in der alles, was der Krieg an Hoffnungen nicht erfüllt hat, in der Form von Tadel und Verbesserungsvorschlag theoretisch weitergeführt wird. Allzu ernsthafte Journalisten könnten sich vielleicht eins oder das andre hinter die Ohren schreiben.

Der Träger der ernsthaft fortschreitenden Haupthandlung ist Uffe. Er wird auf den einzelnen Schlachtfeldern Leutnant, Kapitän, Major, zuletzt Generalmajor. Klingt das nicht romanhaft? Aber wer es in dem Buche liest, wird vielmehr Uffe Hjälm für eine historische Person halten. Es wird mit jeder neuen Schlacht schöner und spannender. Aus dem lebenswürdigen Weichtier wächst der echte nordische Recke hervor, der sein Vaterland groß gemacht haben würde, wenn — er gekonnt hätte. Der König ist gut. Frederik VII. wird sehr sympathisch geschildert. Für den sterben, ist nicht schwer, meint Uffe, dem als jungem Leutnant bei der Revue in Jütland der König das eigne Dannebrogkreuz anheftet. Aber die Verhältnisse! Die Kraft reicht nicht aus gegen das doch thörichterweise unterschätzte Preußen, und das ewige Renommiren verschlimmert die Sache. Was könnte aus dem Vaterlande werden, wenn es lauter solche Männer hätte wie Uffe!

Aber die Erzählung kehrt zum Privatleben zurück und arbeitet mit kleinern Zügen weiter. Der alte Oberst Hjälm wird eines Tages plötzlich aufs Schloß zur Tafel befohlen, wo man ihn schon lange nicht mehr gesehen hat. Die Hofkavaliere scheinen ihn nicht mehr zu kennen und erwidern seinen Gruß steif und höflich. Der König redet ihn über Tisch an und will mit ihm ein Glas auf das Wohl des Sohnes trinken. Der Oberst greift bestürzt nach dem Glase und wirft es um. Der König macht einen Scherz und lacht, die Kavaliere lachen pflichtschuldigt mit, der Oberst aber ist purpurrot vor Verlegenheit. Aber der König verweist den Herren das Lachen, erinnert an das Blut der Feinde, das der junge Hjälm hat fließen machen, so wie der Rotwein aus dem Glase des Waters über das Tischtuch geflossen ist, erzählt Geschichten von dem jungen Helden und führt sein Glas an die Lippen, und alle Gäste

thun dasselbe. Und es ist wunderbar, wie dieses eine Glas dem Gedächtnis der alten Hofkavaliere zu Hilfe kommt. Nun kennen sie den alten Obersten mit einemmale ganz genau, erinnern sich auch sehr unwahrscheinlicher Weise des Sohnes von seinen frühesten Kinderjahren her, und der vergessene Alte hat eine Schar treuer Freunde gefunden, vor deren Liebenswürdigkeiten er sich nicht zu bergen weiß.

Er kommt nach Hause. Er weiß kaum, was er aus der Welt machen soll. Sein Sohn Uffe! Er möchte ihm schreiben. Aber wie die Form finden, er hat das ja nie gethan. Er setzt sich hin. Schon die Anrede will nicht gelingen. Er geht ins Zimmer seiner Frau. Sie schreibt so eifrig, daß sie den Eintretenden nicht bemerkt. „An wen schreibst du?“ Sie zuckt zusammen und flüstert kaum hörbar: „An Uffe.“ „Grüß ihn von mir,“ sagt der Oberst. Sie sieht ihn verwundert an. Aber der Oberst beugt sich über sie und drückt einen Kuß auf ihre Lippen. Sie schlägt ihren Arm um seinen Hals. Zum ersten mal verstehen sich die beiden. Sie haben sich gefunden in ihrem Sohn, in dem blöden Uffe. Und so bleibt es nun. Die Mutter schreibt weiter an den Leutnant, Kapitän, Generalmajor; ihr Brief schließt mit: „Vater läßt dich grüßen,“ und Uffes Briefe an seine Mutter enden: „Grüß Vater.“ Vater und Sohn bedürfen keiner weitem Auseinandersetzung. Und nach drei Jahren, bei dem Einzuge der Truppen in die Stadt, betritt der Sohn zuerst wieder seines Vaters Haus. Er hatte einst, als er zuletzt diese Stufen hinunter rannte, dem Diener Palle Löwes auf die Frage: „Wohin, Herr Hjålm?“ geantwortet: „Ich mache nur einen kleinen Morgenspaziergang.“ Drei ganze Jahre hat der Spaziergang gedauert. Nun soll der Vater den Sohn wiedersehen, für den er nie ein freundliches Wort gehabt, ja dem er bei dem letzten Zwiegespräch das Haus verboten hatte. In Spannung geht er im Wohnzimmer auf und nieder und überlegt, wie er ihn anreden soll. Frau Hjålm sitzt am Fenster und betet, daß ihr Herz nicht brechen mag vor Freude, wenn der lange Ersehnte hereintritt. Tante Malene aber wirft stolz den Kopf in den Nacken und blickt kampfesmutig nach einem Gegner aus, findet aber keinen. Als der Oberst endlich herausgefunden hat, wie er seinen Sohn anreden will, tritt dieser ein, aber dem Alten ist die Anrede entfallen, er wirft sich seinem Sohn um den Hals, nimmt seinen Kopf zwischen beide Hände und küßt ihn. Dann kommt die Mutter mit Nanna, überwältigt vom Glücke, und zuletzt Tante Malene, die ihm treuherzig seinen breiten Rücken tätschelt.

Aber wer ist Nanna? Das führt wieder weit zurück in ein tief im Walde des Herzogtums Schleswig verstecktes Försterhaus und zu einer zarten, schönen, nicht tändelnden und in keinem einzigen Punkte albernen Liebesgeschichte. Zuerst fragt der Freiwillige die Försterstochter an der Pforte ihres Gartens nach dem Wege. Dann zieht er dem neben ihm gefallenen Waffengenossen im Toben der Schlacht den Ring vom Finger, um ihn später der Braut zu bringen.

Er trifft sie nach Jahresfrist in eben jenem Försterhause. Das schöne junge Mädchen aber, das ihm einst den Weg wies, ist seines toten Freundes Schwester, und Uffe selbst ist schon Offizier geworden. Noch einmal kommt er wieder und sagt beim Abschied: „Nanna, leben Sie wohl, bis wir uns wiedersehen.“ Dazwischen liegen Schlachten, und Zeitungen kommen und bringen neue Nachrichten von seinem wachsenden Ruhme in das stille Försterhaus. Und je höher Uffe steigt, desto mehr schwindet Nanna die Hoffnung, ob er wohl kommen wird. Endlich kommt er als Generalmajor angeritten, kurz vor dem Einzuge der Truppen in Kopenhagen, wo wir schon die Braut im Hause seiner Eltern gesehen haben. Was sich aber die zwei vorher sagten im Garten des Försterhauses, das ist sehr schön ausgedrückt, eignet sich aber besser dazu, von dem Leser selbst gelesen, als im kurzen Auszuge hier wiedergegeben zu werden.

So findet denn die dänische Charakternovelle einen für alle Beteiligten befriedigenden, wohlthuernden Abschluß. Das geistvolle Buch ist auch gut überfetzt, und daß das in der deutschen Kaufmannsstadt geschehen ist, wo übrigens der Spiritus wohl häufiger in seinem Originalzustande angetroffen werden möchte, als in seiner deutschen Übersetzung, ist nebenbei auch noch recht hübsch und erfreulich.



Unterm Schlehdorn



or mir auf dem Schreibtisch, in einer Vase mit Wasser, steht ein blühender Schlehdornzweig und streut mir sacht ein weißes Blättchen nach dem andern aufs Papier. Ich trage mir gern Blumen aus der freien Natur ins Haus; denn wenn man sich aus der Gärtnerei einen Fliederstrauch oder etwas derartiges holen läßt, weiß man nie, ob die Dinger nicht etwa veredelt, gekreuzt, getrieben, hochgezüchtet oder auf eine andre Weise verbastert sind. Man thut es ja heutzutage nicht anders: selbst die Peterilie in der Suppe muß von einer aufs höchste verfeinerten Kulturraffe stammen.

Er ist mir ans Herz gewachsen dieser wehrhafte Strauch, der seine keusche Blütenpracht mit tausend Speeren schirmt und draußen in vergessenen Ackerwinkeln, an vertretenen Begrändern sich mit zäher Kraft an die Scholle klammert und um sein schwer bedrohtes Dasein ringt. Eine gute halbe Stunde vor der Stadt haben die Feldmesser seinerzeit bei der Grundstückszusammenlegung, als sie alle Hecken und wildwachsenden Sträucher ausrotteten, einen Feldrain stehen lassen, vermutlich weil sie nichts damit anzufangen mußten. Es ist der Abhang einer alten diluvialen Flußterrasse, und er ist so stark geneigt, daß es zu umständlich war, ihn einzuebennen. So zieht er sich nun in einer Länge von etlichen hundert Metern hin, bis er, niedriger und niedriger werdend, sich zwischen üppigen Saatfeldern verliert.